

Nr. 273. Bromberg, den 28. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von **Nikolaus Wesel.**

(Schluß.)

„Er ist nicht der Vater meines Kindes, wenn es auch seinen Namen trägt!" unterbrach ihn Sylvia hastig. „Er hat sich meiner angenommen, als ich das Kind erwartete. Ich stand damals am Rande des Lebens, ich hatte abgeschlossen. Er nahm mich zu sich und ich erfuhr von ihm, daß es noch Güte in der Welt gibt. Ehe das Kind kam, heiratete er mich. Leider ist er dann ein anderer geworden — aber, was er mir auch zugefügt hat, mir und sich selbst, ich habe es ihm nicht damit vergelten können, daß ich ihn verriet. Mich von ihm lossagen — ja! Aber ausliefern? Und jetzt — jetzt habe ich es doch getan! Es gibt eben Augenblicke, wo man jemandem helfen muß!" fügte sie leise hinzu, mit einem scheuen Blick auf Freese, der immer noch starr auf das Fenster blickte.

„Sie hatten Ihr Kind in Rudolstadt in Pflege zurückgelassen?" fragte der Kommissar, bemüht, den Fall restlos zu klären.

Gequält gab Sylvia Auskunft: „Ja, vorläufig! Ich hielt das für ratsamer. Als wir vor drei Monaten nach Berlin kamen, wußten wir nicht, wie es werden würde, und da habe ich das Kind in Rudolstadt in guter Pflege zurückgelassen."

„Und Tetzlaff hat es aufgestöbert. Zugleich mit dem Bilde hier!" ergänzte Schröder.

„Das stammt noch aus besseren Zeiten!" sagte Sylvia mit einem wehmütigen Lächeln.

Kommissar Schröder nickte erneut und mitleidig. Wie würde die arme junge Frau das aufnehmen, was er ihr noch zu sagen hatte? „Außerdem hat Tetzlaff in Rudolstadt gestern noch etwas sehr Wichtiges erfahren, nämlich, daß Stuckering dorthin geflohen war. Er war hingefahren und — ich muß Ihnen das sagen — er hat Selbstmord verübt! Man hat ihn gefunden."

Sylvia zuckte, wie von einem Schlag getroffen zusammen, einen Augenblick schien es, als würde sie ihre Fassung verlieren, allein tapfer ermannte sie sich. Ihre Stimme war dunkel und ohne Klang, als sie sagte: „Es ist — das Beste für ihn! Er hatte sich verloren und er wäre verloren gewesen . . ."

Freese hatte bisher schweigend und mit wachsender Erregung zugehört. Es war ihm zumute, als teilte sich ein Nebelschleier, der bisher die Wahrheit verhüllt hatte. Wie falsch hatte er Sylvia gesehen! Als rätselhafte Sphynx, als Komödiantin, als Komplizin eines verbrecherischen Gatten — in Wirklichkeit war sie nur eine gequälte Frau gewesen, zerrissen im Zwiespalt ihrer Gefühle. Er fühlte sich sehr beschämt.

Beschämt und schuldbewußt! Als fürchtete er, dies müsse aller Welt offenbar sein, ging er zögernden Schritts auf sie zu und streckte ihr, ein wenig unsicher, die Hand entgegen: „Ich muß Ihnen von Herzen danken und abbitten — jetzt erst habe ich begriffen, welches Opfer Sie gebracht haben!"

Sie nahm schlicht und — wie es schien — erfreut seine gebotene Hand. „Es ist oft sehr schwer, das Richtige zu tun", meinte sie, „es ist furchtbar schwer, wenn man abwägen soll und glaubt, daß die Wagschalen im Gleichgewicht sind . . .!"

Der Kommissar Schröder unterdrückte ein Lächeln. Er hatte so eine leise Ahnung, was sich da anspann. „Herr Freese, ich habe jetzt keine Veranlassung mehr, Sie länger zurückzuhalten! Tut mir aufrichtig leid, daß Sie daran glauben mußten — aber wenn Sie gerecht sind, werden Sie zugeben, es hat vieles gegen Sie gesprochen. Sie war ein bißchen sehr verworren, diese Geschichte! Sie können nun gehen! Falls ich Sie noch brauchen sollte, darf ich wohl auf Sie zählen?"

„Selbstverständlich, Herr Kommissar!" versicherte Freese lachend. „Ich will jetzt nur noch nach Ihrer „Garderobe", um meine Sachen zu holen, die man mir dort so liebevoll aufbewahrt hat."

Er wandte sich zur Türe.

Sylvia eilte ihm nach. „Wohin werden Sie sich wenden?" fragte sie hastig, errötend, weil ihre Sorge um ihn so offenkundig ward.

„Wohin —?" Er mußte sich auf den Zweck ihrer Frage besinnen, er schaute sie an, als sähe er sie zum ersten Male so, wie sie war. „Ich weiß noch nicht. Berlin ist groß, die Welt noch größer — irgendwohin!"

„Ich warte auf Sie! Ich warte unten, werden Sie kommen?"

Er zögerte kurz, dann erwiderte er schnell: „In fünf Minuten werde ich unten sein!"

Noch einmal mußte Freese durch die endlosen Gänge des Polizeipräsidiums wandern. Er erhielt seinen Entlassungsschein und dann holte er in der „Garderobe" sein Eigentum ab, das ihm bei der Aufnahme abgenommen worden war. Und in dem Augenblick, da er die Brieftasche in die Hand nahm, fiel ihm wieder der Brief aus Schloß Ruppertsburg ein, den er neulich in der Erregung uneröffnet zu sich gesteckt hatte. Hastig überzeugte er sich: der Brief war da, aber man hatte ihn inzwischen von Amts wegen geöffnet. Ein Wunder übrigens, daß man ihn nicht zu den Akten genommen hatte, er war doch an Georg Stuckering gerichtet.

Vor den Augen des Beamten mochte Freese den Brief nicht lesen, der ihm in den Fingern brannte, vor der Tür riß er ihn aber sofort aus dem Umschlag.

Freese achtete nicht darauf, als Verkehrshindernis mitten auf dem Korridor zu stehen, bleich und verstört starrte er auf die wenigen Zeilen, die Christas Mutter an ihn gerichtet. Scham stieg heiß in ihm auf, daß er Christas fast vergessen hatte in diesen Tagen der Haft, in der Sorge um das eigene Schicksal — und abgelenkt von den zweifelnden und forschenden Gedanken um Sylvia.

Die Gräfin schrieb:

„Leider muß ich Ihnen heute mitteilen, daß es um meine Tochter nicht gut steht. In den zwei ersten Tagen nach ihrer Rückkehr war sie von tiefer und rastloser Un-

ruhe erfüllt, trotz meiner Ermahnungen und trotz des kalten und regnerischen Wetters streifte sie lange Stunden im Freien umher und dachte nicht an Schonung, die bei ihrem schwerkranken Zustand dringend geboten gewesen wäre. Jetzt liegt sie mit doppelseitiger Lungenentzündung und hohem Fieber zu Bett. Der Arzt gibt kaum noch Hoffnung. Sie haben sich als Freund meiner Tochter bewährt, ich glaube, Christa hofft auf Ihr Kommen. Ich halte mich nicht für berechtigt, Ihnen zu verschweigen, wie es um die Kranke steht, und überlasse es Ihrem Ermessen . . ."

Tränen standen ihm in den Augen, er merkte es nicht. Ein bitteres Lächeln verzerrte ein wenig sein Gesicht. Wie schwer mußte es der alten Gräfin gefallen sein, an ihn zu schreiben! — Christa — großer Gott —! Arme, kleine Christa —! Und er hatte sich, während er in Haft war, mit dem bequemen Gedanken zu trösten versucht, daß sie längst auf dem Wege nach Davos war, um dort gesund, für ihn gesund zu werden.

Mit hellseherischer Gewißheit wußte er in diesem Augenblick, daß er Christa in diesem Leben nicht lebend wiedersehen werde. Ein gütiger Engel hatte verhindert, daß er den Brief vorher las, er wäre in den endlosen Tagen seiner Haft verrückt geworden, hätte er gewußt, daß die Sterbende seiner harrte — —

Aufstöhnend riß er sich zusammen — und plötzlich begann er durch die endlosen Korridore des Präsidiums dem Ausgang zuzulaufen, immer noch den Brief in der Hand. Die Leute sahen ihm verwundert nach, aber es mußte etwas in seinem Aussehen sein, was für ihn bürgte, denn niemand suchte ihn aufzuhalten, niemand verfolgte ihn.

Nachher wußte er kaum, wie er zu Sylvia, die auf ihn wartete, ins Auto gekommen war. „Nach Hause!" rief er dem Chauffeur zu und warf sich in die Kissen zurück.

„Nach Hause —?" fragte Sylvia und legte erschreckt die Hand auf seinen Arm, während der Wagen schon gehorsam anzog. „Was ist geschehen —?

Unfähig, ihr eine lange Erklärung zu geben, reichte er ihr den Brief der Gräfin.

Sie las und erbleichte und fand lange kein Wort. Er merkte es gar nicht. Endlich hatte sie sich wieder in der Gewalt. „Christa — ist das — das Mädchen von jener Nacht —?"

Er verstand nicht gleich, und dann erinnerte er sich. „Ja —". Und plötzlich, mit der Erinnerung an jene nächtliche Stunde, wo sich ihm in so wundersamer Weise geoffenbart hatte, daß ihn Christa liebte, war eine verzweifelte Hoffnung in ihm aufgesprungen, daß es noch nicht zu spät war, daß Christa noch lebte, daß sie nicht sterben konnte, bevor er bei ihr war. Er wußte, daß er sich belog, weil es ihm unmöglich war, sich Christa tot vorzustellen, aber er klammerte sich wie besessen an seine Hoffnung, Christa noch lebend anzutreffen, wenn er sich beeilte. „Leihen Sie mir den Wagen, Sylvia! Vielleicht komme ich noch zurecht —"

„Selbstverständlich steht er Ihnen zur Verfügung, der Wagen. Unter einer Bedingung —"

„Bedingung —?" fragte er, mit seinen Gedanken weit weg. Er merkte nicht, welche Anstrengung es die Frau neben ihm kostete, zu sprechen.

„Daß ich mitkommen darf", sagte Sylvia und starrte mit schmerzenden, trockenen Augen auf den Brief in ihrer Hand, der ihr wie ihr eigenes Todesurteil vorkam. „Vielleicht — brauchen Sie einen Freund — —"

So sehr zwang es ihn in dieser Stunde zu Christa, daß er sich nicht einmal ernsthaft gegen Sylvias Opfer wehrte, ihn zu begleiten.

Zu Hause erledigten sie nur das Nötigste: Freese schrieb ein paar abschließende Zeilen an Belzeff, Sylvia kleidete sich in fliegender Hast um, und inzwischen füllte der Chauffeur, der zurückgelassen wurde, den Benzintank des Wagens auf. Und dann fuhren sie los, als wenn sie gejagt würden, gegen Süden.

Zum zweitenmal innerhalb weniger Tage fuhr Freese die Straße, damals mit Christa ,heute mit Sylvia. Und heute wie damals waren eigentlich beide Frauen, zwischen die er durch eine seltsame Fügung des Schicksals gestellt worden war, bei ihm und ihm in Herz und Sinn. Aber vor acht Tagen war auch die Hoffnung mit ihm gefahren, heute jagte ihn hoffnungslose Angst um ein Leben, das ihm teuer war. Und nur das Bewußtsein, daß Sylvia bei ihm war, beruhigte ihn etwas. Er war nicht fähig, sich vorzustellen, was sie bewegte und was in ihr vorging, bedenkenlos belastete er sie — wenn er überhaupt sprach während dieser wahnwitzigen Fahrt — mit Erzählungen über Christa.

Während er das Letzte aus dem Wagen herausholte, in wilder Wettfahrt mit der Hoffnung, Christa noch lebend anzutreffen, hielt er ihr vor Sylvia den schwärmerischen Nachruf eines verzweifelten Liebenden. Und das versöhnende Wunder geschah, daß Sylvia aus seinen verklärenden Reden Christa lieb gewann und mit ihm bangte um ein Leben, das vielleicht schon geendet hatte. Sie litt Qualen der Eifersucht, die ihr die Gewißheit, jetzt erst den Mann, den sie liebte, wahrhaft kennen zu lernen, zur Lust werden ließ.

Es war eine verrückte Fahrt! Und ein Wunder war, daß sie ohne gefährlichen Zwischenfall zum Ziele führte.

Fast zur gleichen Stunde wie vor acht Tagen, wo ihm noch Christa den Weg gewiesen, sah Freese in der Ferne Schloß Ruppertsburg mit Turm, Zinnen und Wehrmauern aus der schon abendlich dämmernden waldigen Hügellandschaft auftauchen. „Dort, sehen Sie, Sylvia?", machte er sie mit vor Erregung heiserer Stimme aufmerksam.

Rasch bog die schmale Straße in tiefen Wald ein und sie sahen das Schloß erst wieder, als sie schon den Zufahrtsweg gewonnen hatten. Steil ragte der mit uralten Eichen und Buchen bestandene Hügel auf, der auf seiner Kuppe das Schloß trug. In scharfer Anfahrt wollte Freese den kurvig ansteigenden Schloßweg nehmen, da stoppte er plötzlich und ließ sich mit einem dumpfen Laut der Qual zurücksinken auf seinem Sitz. „Zu spät — —" Als wäre sein ganzer Wille, seine ganze Zuversicht zerbrochen, so klang dieses „Zu spät".

Erschreckt neigte sich Sylvia zu ihm hinüber. „Was ist geschehen?" Ihr hatte vor dem Augenblick gebangt, wo sie das Schloß erreichten und Gewißheit über Christas Schicksal erlangten, ganz unvorbereitet aber war sie darauf gewesen, daß Freese schon vorher versagte und zusammenklappte. „So reden Sie doch, was ist denn geschehen?!" Sie legte in ihrer tiefen Sorge ihre Hand auf die seine und spürte, daß sie kalt war und wie verkrampft in wütendem Schmerz.

Langsam wandte ihr Freese das fahle Gesicht zu. Er schluckte mühsam und biß sich auf die Lippen und konnte nicht sprechen. Dann deutete er schwerfällig und ungefähr zum Fenster hinaus und zur Höhe.

Von einer dunklen Ahnung ergriffen suchte Sylvia Ausblick zu gewinnen in der gewiesenen Richtung — und nun sah sie es auch: Auf dem Turm von Schloß Ruppertsburg wehte eine schwarze Fahne.

Sie waren zu spät gekommen. Christa war tot.

— — — — — — —

Ein Bauer kam des Wegs. Er bestätigte, was sie schon wußten. Die junge Gräfin war heute morgen gestorben.

Freese sprach lange mit dem Bauern. Es bedeutete ihm einen seltsam aufrichtigen Trost, aus dem Mund des alten Bauern zu hören, wie sehr die Leute im Dorf „ihre kleine Komteß", die keinen falschen Stolz gekannt hatte im Gegensatz zu ihrer Mutter, geliebt und verehrt hatten. Nein, vergessen würde man sie hier in ihrer Heimat nie, das spürte er, und es freute ihn für Christa, als verlöre dadurch ihr grausames Ende etwas von seinem kalten Schrecken.

„Sie soll einen leichten und glücklichen Tod gehabt haben", berichtete der alte Bauer. „Keine Ahnung soll sie gehabt haben, daß es zu Ende ging —". Und mit plötzlich erwachender dunkler Teilnahme musterte er den Städter, dem das Schicksal der jungen Gräfin so zu Herzen zu gehen schien. War es der, auf den sie so sehnsüchtig gewartet hatte, wie man im Dorf unten erzählte? Und weil der Fremde nicht mehr fragte, rückte er ein wenig verlegen an seinem Hut und ging weiter seines Wegs.

Endlich brach Sylvia das Schweigen. „Sie hat einen leichten und glücklichen Tod gehabt — —. Sie hat gewußt, wie sehr sie geliebt wurde — —".

Es war etwas im Klang ihrer dunklen, warmen Stimme, was ihn zwang, sie anzusehen. Und nun wußte

er, wie es um Sylvia stand. Da beugte er sich erschüttert über ihre Hand und berührte sie fast scheu mit seinen Lippen. „Das Erlebnis mit Christa, ein Traum war es — — schon in dieser Stunde kann ich kaum noch glauben, daß es Wirklichkeit war. — — Mein ganzes Leben war ein phantastischer Traum, seit ich Georg Stuckering —", er brachte es nicht über sich, zu sagen „Ihrem Mann". „in den Fluß nachsprang, um ihn zu retten —"

„Und jetzt —?"

„Erwache ich erst wieder zu meinem eigenen Leben, Sylvia — und ich bin noch ganz betäubt und traumbefangen —".

Sanft, aber bestimmt entzog sie ihm ihre Hand. „Und was wird nun mit Ihnen —?"

Hatte er nicht gehört? Er schaute lange hinauf zu der schon nächtlich verdämmerten steilen Silhouette des alten Schlosses, von der sich scharf der Turm mit der wehenden schwarzen Trauerfahne abhob. Endlich wandte er sich mit einer fast heftigen Bewegung ab und sagte laut und entschieden, mit einer Stimme, die fast wieder ihren alten zuversichtlichen Klang hatte: „Was nun mit mir werden soll? Jetzt heißt es, den Weg dort fortzusetzen, wo ich ihn in jener Nacht damals in Berlin unterbrach." Und schon ließ er den Wagen anlaufen, um ihn zu wenden, was auf der schmalen Straße nicht leicht war. Endlich war es gelungen und in mäßig rascher Fahrt ging es zunächst den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Lange fuhren sie schweigend durch die nächtliche Landschaft. Freese scheinbar ganz dem Lenken des Wagens hingegeben, Sylvia ein wenig von ihm abgerückt und unbewegt in die Nacht hinausstarrend. An der Kreuzung zweier großer Straßen hielt Freese kurz an, um sich zu orientieren, dann ging es in immer schnellerer Fahrt weiter und, wie es Sylvia vorkam, auf anderer Straße, als sie nachmittags gekommen.

Bis jetzt hatte sie Freeses Schweigen geehrt, nun aber — da er selbst sich nicht erklärte — fragte sie doch: „Wohin?"

Er minderte ein wenig die Schnelligkeit der Fahrt und streifte Sylvia mit einem kurzen Blick. „Nach Rudolstadt. Sie haben wohl nicht daran gedacht, daß wir dorthin gar nicht weit haben? Noch haben die Toten ihr Recht. Christa werden nur unsere Blumen begleiten können auf dem letzten Weg, Georg Stuckering aber hat nun seine — Irrtümer freiwillig gesühnt, er hat ein Recht darauf, daß wir ihm die letzte Ehe erweisen."

„Ja, das hat er — und ich danke Ihnen, daß Sie so denken."

Wieder streifte sie sein Blick. Bleich und fröstelnd saß sie in die Ecke gedrückt, als fürchtete sie sich vor der Düsternis der Nacht, die sie umgab auf der einsamen Straße.

Da hielt Freese den Wagen an und hüllte Sylvia in die warme Decke ein, behutsam und zärtlich, und ein leises gutes Lächeln hellte sein Gesicht auf. „Freuen Sie sich nicht auf Ihr Kind, Sylvia? Nun werden Sie es immer bei sich haben können und Sie werden sich nicht mehr um seine Zukunft sorgen müssen —"

„Und ob ich mich freue!" Und nun lächelte auch sie, bei dem wärmenden, tröstenden Gedanken, daß das Leben weiterging und daß es noch eine Zukunft gab, nicht nur dunkle, drückende Vergangenheit. Gerne ließ sie sich Freeses schlichte Fürsorge gefallen. Auch diese war wie ein Versprechen für die Zukunft.

Sinnend schaute Freese auf Sylvia, für die zu sorgen er in derselben Stunde gelobt hatte, da er ihr auf so wunderbare Weise begegnet war, und er ihr Leben erhalten hatte. Was hatte er nicht alles erlebt seit jener Nacht! Christa hatte seinen Weg gekreuzt wie ein flimmernder Stern, der nun untergetaucht war in dunkler Nacht, Georg Stuckering wäre ihm fast zum Verhängnis geworden, nun war er nicht mehr — Sylvia aber war der endliche Gewinn seines seltsamen, verwirrenden Abenteuers. Und diesen Gewinn würde ihm nichts mehr und keiner entreißen! Von heute ab — das fühlte er mit hellseherischer Gewißheit — würde er das Leben und das Glück wieder meistern, vorausgesetzt, daß er mutig und zähe dafür kämpfte. Ein Traum war ausgeträumt, ein tolles Spiel beendet. Von heute an würde sein Weg wieder aufwärts führen, jetzt hatte er ein helles, klares Ziel.

— Ende —

Amok.

Erlebnis auf Bali.

Von Harald Spitzer.

Während seines Aufenthaltes unter Malaien hatte der Verfasser wiederholt Gelegenheit, die Kehrseite des ewigen Lächelns in den verschiedensten Formen kennen zu lernen.

Das Amok, das Menschen-Laufen, ist eine eigentümliche Tropenkrankheit, ein Prozeß, der in Körpern mit schlaffen, zermürbten Nerven entsteht und dessen mörderischer Höhepunkt meistens durch Malaria ausgelöst wird.

Manchmal aber genügt nur ein winziger Funke, um das Pulverfaß zur Explosion zu bringen.

Nerven sind kein Vorrecht der Zivilisation; alle Menschen besitzen sie, auch die Eingeborenen. Nur ist der Ablauf verschieden: die einen reagieren nach außen hin, die anderen nach innen.

Malaien lächeln ewig; ihre Sitte verbietet ihnen, Ärger, Wut und Zorn zu zeigen. Was aber müssen gerade diese Menschen oft an solchem Gift in sich aufstapeln!

Alles in der Welt hat seine Grenzen, selbst das dehnbarste Gefäß muß einmal reißen; je mehr man hinein stopft, um so dünner wird die Scheidewand von der Außenwelt und um so weniger bedarf es schließlich für die befreiende Katastrophe.

Dann rast der entfesselte Mensch dahin . . .

Es war einer jener vernichtenden Tropentage; Sonnenglut saugte die letzten Kräfte aus allem Lebendigen, und dazu grinste höhnisch ein teuflisch blauer Himmel.

Wir saßen zwar im Schatten einer Bambushütte, der uns aber gegen den tödlichen Brand in der Luft wenig schützte. Das Malaiendorf schien ausgestorben; nur hin und wieder ein Geräusch, das Leben verriet.

Die Männer arbeiteten auf den Reisfeldern, die Frauen und Kinder lagen in ihren Hütten. Wir döften, rauchten Zigaretten und erzählten uns von der Heimat.

Ich war mit einem holländischen Ingenieur zufällig vorbei gekommen, und wir hatten hier den deutschen Doktor getroffen; drei Europäer also auf dieser fremden Erde.

Plötzlich fahren wir auf: Ferne entstand Lärm, Schreie von Frauen, noch unverständlich . . .

Wir blicken uns an: Feuer?

Jetzt ertönt wild und warnend der Holzgong: Bombom-bom! Die Frauenschreie kommen näher, gellend, verzweifelt, in Todesangst; plötzlich hören wir: „Amok! Amok!!"

Der Gong rast. Da biegt er schon um die Ecke: ein schmaler, kleiner Malaie, mit eingezogenem Kopf und schwingendem Arm, ein langes Messer in der Hand, das in der Sonne blitzt.

Ein Hund springt heulend über den Weg: ein Hieb, und die Gedärme quellen hervor.

Weiter!

Ein Malaie, dessen Weib, einen Säugling an der Brust, vor der Hütte eingeschlafen ist, wirft sich dem Rasenden entgegen: Hiebe, rechts, links, von unten hinauf; Blut strahlt, Brüllen, ein zuckender Menschenleib liegt am Boden.

Das inzwischen erwachte Weib hat sich gerettet.

Weiter! Nur wenige Schritte vor uns, mit verdrehten, glühnden Augen, weißem Schaum am Mund, Zähne ineinander verbissen, jagt der Rasende. Blut will er, warmes, rotes Blut, und weiches Fleisch und Tod und Rache! Wir können nicht mehr fliehen.

Jetzt stolpert er über eine Katze, fällt hin, erwischt das Tier und sticht blitzschnell darauf los, immer wieder, wie eine Maschine.

Diesen Augenblick erfassen wir und stürzen uns auf den Malaien.

Er läßt von dem zerfetzten Tierklumpen, wirbelt sein riesiges, bluttriefendes Messer, windet sich in Krämpfen, keucht, knirscht, stemmt sich, fährt herum und sticht, wie eine Schlange, zwischen unsere Körper, mehrmals; überall Blut!

Endlich ist es uns gelungen, seiner Herr zu werden. Ein Malaienweib bringt Stricke; er wird gebunden.

Jetzt erst sehen wir: dem Ingenieur ist die eine Hand verletzt, der Doktor hat Schnittwunden in den Beinen, mir wurde ein Stück vom Arm aufgeschlitzt.

Später erfuhren wir den Grund dieses Amoks: der Malaie war von der Arbeit in die Hütte gelaufen, um sich Tabak zu holen; seine Frau hatte ihn verlegt.

Dafür brach sie sterbend zusammen.

Unterwegs fiel der Amokwilde an, was ihm in den Weg kam.

Zwei tote Menschen gab es, zwei tote Tiere und viele Verletzte. Ein verlegter Tabaksbeutel, das war der ganze Anlaß!

Jener winzige Funke, das letzte, kleine Gifttröpfchen in das übervolle Herz eines unglücklichen Menschen. Keine Malaria, nur jahrelange Seelenmarter.

Novembernebel.

Herbstbild von Edmund Zechenter-Krakau.

Gestorben ist das Leben der Erde, ihre Schönheit ist vergangen: der Rasen ist weiß vom Reif, auf den kahlen Zweigen liegt gefrorener Tau.

Blaß und müde ziehen die Tage dahin wie ohne Leben.

Die Erde ertrinkt im Dunkel grauer, endloser Nebel, die sie allgewaltig umklammert halten wie ein schweres grenzenloses Unglück. Die dunklen Wälder tauchen in ihnen unter, auch die weiten Felder und die Dörfer, über die hochragende Pappeln die Wacht halten, versinken darin. Aus unsichtbarer Tiefe tönt ein Plätschern und Rauschen, das Wasser murmelt und gurgelt; zuweilen knarrt das plumpe Rad eines schweren Bauernwagens, ein Pferd wiehert, ein Schwengelbrunnen kreischt in der Dämmerung im Dorf; irgendwo schimmert am Abend ein Licht wie ein von Tränen verdunkeltes Auge: aber der Blick reicht nicht in die Ferne und kehrt auf seinem Wege gleich wieder zurück, er dringt nicht empor zum blauen Himmel.

Nebel und Nebel ... Ein Ozean, ein wahres Nebelmeer, das den ganzen Horizont überschwemmt und alles, was lebt, verschlungen hat.

Nur die Trauer und das Leid irren über den stillen Ebenen, raunen im Dickicht der unbeweglichen Kiefern und Fichten, schweifen hinab in die Felsenklüfte und in die tiefen Schluchten, wo sie aus den schäumenden Wogen des Baches schluchzen und wimmern.

Tränenvolle Erinnerungen werden wach und sprechen von vergangenem Leben, vergangner Liebe, von sonnigen, heiteren Tagen, wo die Erde lebte, liebte und gebar, wo Glücks- und Jubelhymnen erklangen.

Und eine große Sehnsucht nach der Sonne wird wach. Selbst wenn sie am höchsten steht, scheint ihre Leuchtkraft geschwunden zu sein. Licht und Glanz sind ihr genommen, genommen ist ihr der warme und lebenspendende Atem — nur zuweilen bricht sie hervor als winzige blasse Scheibe, die aufwärts schwebt wie ein schmerzlicher Traum ...

Die grauen, undurchdringlichen Nebel aber ballen sich dichter von Tag zu Tag. Der Schnee wächst, sagen die Leute. Der Winter naht, der kalte Stiefvater Winter. Niemand träumt jetzt vom Frühling, der jetzt so weit und unerreichbar zu sein scheint, als wäre er auf immer entschwunden. Auf die Nebel folgen Schneewehen, furchtbare Schneestürme, in denen die Erde und mit ihr Häuser, Felder und Wälder untergehen, und jeder Hauch des Lebens erstirbt, die Stürme aber sausen und brausen, als wollten sie das vom weißen Schneeschaum überschwemmte Dorf vernichten, als wollten sie die lebenden Äcker und alles Erschaffene verderben ...

Aber auch unter den Schneemassen, unter den Riesenleitern der wogenden Nebel, auf den weiten Ebenen und am Fuße der Berge werden die niedrigen Bauernhäuser stehen bleiben, und werden die Felder sich wie früher erstrecken. Sie scheinen erstarrt, aber der Lebensfunke schlummert in ihnen, sie sterben nicht, wie auch die Erde nicht stirbt. Nach vielen Tagen der Trauer und des Leides schütteln sie den schweren Winterschlaf ab, ziehen das weiße Totenhemd aus und erwachen zu neuem Leben. Das Morgenrot des Frühlings weckt sie auf, der rosige Schimmer des Sonnenaufganges. Im Morgentau geht der Pflüger wieder aufs Feld, bekreuzigt sich und faßt den Pflug mit starker, sicherer Hand. Und dann beginnt er die Saat des Lebens auszustreuen, die Saat der Zukunft ...

Die Nebelgespenster fliegen davon wie ein schwerer, drückender Traum ...

Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.



Für 1½ Millionen Mark Opium beschlagnahmt.

Ein außergewöhnlicher Fang gelang dieser Tage der Hafenpolizei von Marseille. 17 Kisten Opium im Werte von insgesamt 1½ Millionen Mark konnten beschlagnahmt und außerdem ein langgesuchter Rauschgiftschmuggler festgenommen werden. Schon seit längerer Zeit bestand der Verdacht, daß die Zentrale des Rauschgiftschmuggels sich in Marseille befinden mußte. Immer wieder stellte man fest, daß große Mengen von Opium an Bord der Ozeandampfer geschmuggelt wurden, die nach Amerika gingen. Mehrmals gelang es, in Los Angeles und San Franzisco Schmuggler festzunehmen, die in raffiniert erdachten Verstecken Opium, Morphium und Heroin bei sich trugen. Die Rauschgifte waren nach den Aussagen der Verhafteten für die Filmkolonie in Hollywood bestimmt. Auch in verschiedenen europäischen Häfen verfolgte man bestimmte Spuren. Es wurde festgestellt, daß in den letzten Monaten mehr als 1000 Kilogramm Rauschgift aus dem Fernen Osten nach den verschiedensten Ländern der Welt geschmuggelt worden ist, was zum größten Teil in die Hände der Hafenpolizei fiel. Seit dem Jahre 1929 verfolgte man eine bestimmte Spur in Marseille. Schließlich verdichtete sich der Verdacht auf einen Taxivermieter, der vor etwa zehn Tagen am Rande des Hafens, in einer einsamen, abgelegenen Gegend eine leerstehende Villa gemietet hatte. Detektive beobachteten dieser Tage ein Auto, das vor dieser Villa hielt. Drei Männer stiegen aus und schleppten eine Anzahl schwerer Kisten in die Villa. Kurz entschlossen griffen die Detektive zu und überraschten die Schmuggler, als sie die Kisten im Keller verstauen wollten. Nach kurzer Gegenwehr wurden die Verbrecher dingfest gemacht. Die eben angekommenen Kisten, von denen sich bereits eine Anzahl im Keller befand, enthielten sämtlich Opium. Außerdem fand man in Verstecken noch mehrere Säcke mit den verschiedensten Rauschgiften. Im ganzen wurden rund 4000 Kilogramm Rauschgift beschlagnahmt, was wohl die größte Menge sein dürfte, die man jemals an einem einzigen Ort erbeutet hat.

Eine mutige Frau.

Der Aufmerksamkeit einer deutsch-amerikanischen Zeitung ist es vorbehalten geblieben, die auch für den Ruf Deutschlands wichtigen Verdienste einer mutigen deutschen Frau hervorzuheben, die jetzt schon seit drei Jahren in einem nur zehn Meter langen Segelboot unterwegs ist, um ihre kleine deutsche Flagge in allen Häfen der Erde zu zeigen. Frau Dorothee Leber, geb. Freiin v. Fritsch fuhr im Jahre 1930 ganz unbemerkt von Kiel los. An Bord des kleinen Segelkutters, der den romantischen Namen „Rapunga" — polynesisch, zu deutsch „Sehnen" —führt, befinden sich außer Frau Dorothee ein Kapitän Dibbern und der Steuermann Schramm. Die unternehmenden Weltfahrer habe bereits 45 Häfen besucht und Holland, England, Portugal, Gibraltar, die kanarischen Inseln, Jamaika, Christobal, Balboa, San Francisco und Santa Barbara angelaufen. Sie werden demnächst in Los Angeles erwartet.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.